



Späte Rache (Sherlock Holmes).

Einzig berechnete Uebersetzung der weltberühmten Detektiv-Romane von Conan Doyle.
(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Fünftes Kapitel. Die Würgeengel.

Die ganze Nacht hindurch wanderten die Flüchtlinge über felsiges Gestein und durch die verschlungensten Pfade. Ramen sie auch öfters vom Wege ab, so wußte sich doch Jefferson Hope, bei seiner genauen Kenntnis des Gebirges, immer wieder zurecht zu finden. Beim Morgenrauen enthüllte sich ihnen ein Schauspiel von wilder, aber wunderbarer Schönheit. In der weiten Runde sahen sie sich ringsum von hohen, schneebedeckten Berggipfeln eingeschlossen, die bis zu unabsehbaren Fernen neben- und übereinander emporragten. Droben im Gestein wurzelten Lärchen- und Fichtenbäume, die der nächste Windstoß von den steilen Felswänden auf ihre Häupter herabschleudern konnte; es lagen Steintrümmer und Baumstämme genug unten im Tal verstreut, zum Zeichen, daß ein solcher Absturz wohl zu fürchten sei. Eben jetzt löste sich wieder ein großes Felsstück und fiel donnernd in die Tiefe; erschreckt fuhrn die müden Pferde auf und setzten sich in schärferen Trab.

Nun stieg die Sonne über den östlichen Horizont und entzündete die Berggipfel wie Lampen bei einem Fest, einen nach dem andern, bis sie alle glühten und leuchteten. Es war ein Anblick von solcher Erhabenheit, wie ihn die Flüchtlinge noch nie geschaut; er erfreute ihre Herzen und stärkte sie mit neuer Kraft und Zuversicht. Am Ufer eines Waldbaches, der aus der Schlucht hervorbrauste, machten sie bald darauf Halt, trankten ihre Pferde und nahmen ein hastiges Mahl ein. Lucy und ihr Vater hätten gern eine Weile gerastet, aber Jefferson gab das nicht zu. „Sie sind uns jetzt gewiß schon auf der Spur“, sagte er; „Eile tut vor allem not. Erst wenn wir sicher in Carson angelangt sind, dürfen wir daran denken, der Ruhe zu pflegen.“

Den ganzen Tag lang ging es weiter durch Hohlwege und Schluchten; am Abend mußten sie nach ihrer Berechnung weit mehr als dreißig Meilen zurückgelegt haben. Erschöpft suchten sie nun unter einer vorspringenden Klippe Schutz vor dem kühlen Nachtwind, schmiegen sich fest aneinander, um sich zu erwärmen und gönnten sich einige Stunden Schlaf. Bis jetzt hatten sie nicht das geringste Anzeichen einer Verfolgung entdeckt und Jefferson Hope glaubte schon, dem grimmigen Feinde glücklich entronnen zu sein. Ach, er ahnte nicht, wie weit dessen gesüchteter Arm reichte, und wie bald er sich ausstrecken würde, um sie erbarmungslos zu zerschmettern.

Um die Mittagszeit des zweiten Tages ihrer Flucht begann ihr geringer Vorrat von Lebensmitteln auf die Reize zu geben. Dem Jäger machte das wenig Sorge; es mangelte nicht an Wildpret im Gebirge und seine Flinten hatte ihm schon öfters die nötige Nahrung verschafft. An einer geschützten Stelle häufte er trockene Zweige auf und zündete ein mächtiges Feuer an, damit sich Vater und Tochter wärmen könnten, denn sie befanden sich jetzt in einer Höhe von 5000 Fuß über dem Meeresspiegel und die Luft wehte scharf und kalt. Jefferson band die Pferde fest, nahm Abschied von Lucy, warf die Flinten über die Schulter und zog aus, um sein Waldmannsglied zu versuchen. Als er

sich noch einmal umwandte, sah er den Alten neben dem jungen Mädchen am Feuer sitzen und im Hintergrunde die drei Reitpferde, bewegungslos, wie aus Stein gehauen. Schon im nächsten Augenblick hatten die Felsen ihm das Bild verdeckt.

Mehrere Meilen wanderte er von Schlucht zu Schlucht, ohne auf eine Beute zu stoßen, wiewohl er aus mancherlei Anzeichen erkannte, daß Bären in der Nähe sein mußten. Schon wollte er nach mehrstündigem fruchtlosem Suchen unrichtiger Sache zurückkehren, als er zu seiner Freude auf einem Felsvorsprung, um einige hundert Fuß über der Stelle, an der er stand, den gewaltigen Kopf eines Dickhorns wahrte, jenes wilde Bergschafes, das sich herbentweise in diesen Höhen findet. Rasch warf sich Jefferson zu Boden, stützte sein Schießgewehr auf einen Steinblock, zielte lange und gab Feuer. Das Tier tat einen Sprung in die Luft, schwankte einen Augenblick am Rande des Abgrundes und stürzte dann jäh ins Tal hinab, wohin Jefferson eilig nachkletterte. Die ganze Beute fortzuschaffen war unmöglich, der Jäger mußte sich begnügen, mit seinem Jagdmesser einen Schenkel des Tieres abzuschneiden und auf seine Schulter zu laden. Nachdem dies geschehen, machte er sich ohne Zaudern auf den Rückweg, — aber das war kein leichtes Beginnen. Der Abend brach schon herein und in dem ungewissen Dämmerlicht war es schwer, sich zurecht zu finden, denn das Tal verzweigte sich in viele Schluchten, die alle einander zum Verwechseln ähnlich sahen. Mühsam war Jefferson in der einen Schlucht emporgelommen, als ihm ein Bergstrom entgegenstieß und seinen Weg hemmte; nun ging er zurück und wählte einen anderen Aufstieg, aber ohne besseren Erfolg. Es war bereits Nacht geworden, als er endlich an einen Hohlweg gelangte, der ihm bekannt vorkam. Übermals kletterte er zwischen den steilen Felswänden aufwärts mit seiner Last. Der Pfad lag im tiefsten Dunkel, denn der Mond war noch nicht aufgegangen, und Jefferson strauchelte oft auf dem rauhen Wege; doch der Gedanke, daß er mit jedem Schritt seiner geliebten Lucy näher kam, trieb ihn rastlos weiter; auch brachte er ja genug Vorrat mit, um sie während der ganzen Dauer der Flucht vor Mangel zu schützen. Auf der Höhe angekommen, ward er zu seiner Freude gewahr, daß er von der Stelle, wo er seine Schutzbefohlenen verlassen hatte, nicht mehr allzufern sei; schon erkannte er, trotz der Finsternis, die schwachen Umrisse der Felsspitzen am Eingang der Schlucht. Fast fünf Stunden war er fortgeblieben — mit wie banger Sehnsucht mochten sie ihn erwarten. Um seine glückliche Rückkehr zu verkünden, rief er ein lautes Hallo! in die Berge hinein. Dann stand er lausend da, ob keine Antwort käme, aber nur der Ton seiner eigenen Stimme schallte in vielfachem Wiederhall von den Bergen; sonst blieb alles still. Noch stärker und dringender ertönte jetzt sein Ruf, aber kein Laut aus geliebtem Munde hieß ihn willkommen. Von unbestimmter Angst ergriffen, ließ er die schwer errungene Beute zu Boden fallen und stürmte wie rasend vorwärts.

Jetzt bog er um die Ecke und vor ihm lag der Platz, wo er

das Feuer angezündet hatte. Noch glühte der Aschenhaufen, aber man hatte kein Holz zugelegt und die Flamme war erloschen. Ringsumher herrschte Todesschweigen. Seine Furcht ward zur Gewißheit; nirgends ließ sich ein lebendes Wesen erblicken — die Pferde, das Mädchen, der Alte, waren spurlos verschwunden. Das Unheil mußte während seiner Abwesenheit urplötzlich hereingebrochen sein, zu ihrer aller Verderben.

Verwirrt und betäubt von dem schweren Schicksalsschlag, der ihn so unvermutet traf, stützte sich Jefferson auf sein Gewehr, sonst wäre er umgesunken. Doch rasch überwand er diesen Anfall von Schwäche, denn er war seiner ganzen Natur nach ein Mann der Tat. Mit bebender Hand zog er ein erst halbverbranntes Holzstück aus der Asche, blies die glimmenden Funken zur Flamme an und untersuchte mit Hilfe dieser Leuchte den Lagerplatz. Der Boden war nach allen Seiten hin von Pferdehufen zerstampft, ein Beweis, daß die Flüchtlinge durch eine große Schar Drittritter eingeholt worden, welche dann, wie die vorhandenen Spuren vermuten ließen, die Richtung nach der Salzseestadt eingeschlagen hatten. Waren Vater und Tochter in ihre Hände gefallen und beide von ihnen mit fortgeschleppt worden? — Jefferson Hope mochte dies zuerst geglaubt haben, allein plötzlich fuhr er zusammen, und das Blut erstarrte ihm in den Adern. Etwas abseits von dem Lagerplatz sah er einen frisch aufgeworfenen Haufen rötlicher Erde, der vorher sicherlich nicht da gewesen war. Hatte man dort ein Grab gegraben? — Der junge Jäger trat näher hinzu — im Boden steckte ein Stab, an dem ein Blatt Papier befestigt war. Es trug eine kurze, aber bedeutungsvolle Inschrift:

„John Ferrer aus der Salzseestadt,
gestorben den 4ten August 1860.“

Der wackere, alte Mann, den er vor wenigen Stunden erst in der Hülle der Kraft verlassen, war also tot und dies seine ganze Grabinschrift. Jefferson sah sich mit wilden Blicken nach einem zweiten Hügel um, aber ein solcher war nicht zu entdecken. Die Unmenschen mußten Lucy mit sich geführt haben, um sie dem Sohn des Ältesten zu übergeben, damit sie das ihr bestimmte Geschick erfülle und ihm als Frau in seinen Harem folge. Als Jefferson erkannte, wie völlig machtlos er sei, dieses Schicksal von ihr abzuwenden, da schien ihm im ersten Augenblick der alte Ferrer beneidenswert, der da unten den stillen Schlaf des Todes schlief. Doch nicht lange überließ er sich seiner dumpfen Verzweiflung. War ihm nichts anderes geblieben, so konnte er wenigstens sein Leben der Rache weihen.

Während er starren Auges da stand und in die Asche blickte, fühlte er, daß es für seinen Schmerz keine Linderung gab, bevor er nicht mit eigener Hand blutige Wiedervergeltung an seinen Feinden geübt hätte.

Neben unermüdblicher Geduld und Ausdauer lag in Jeffersons Charakter eine nicht zu bezähmende Nachsicht, die er vielleicht von den Indianern gelernt hatte, unter denen er so lange gelebt. Sein starker Wille, seine rastlose Tatkraft sollten jetzt nur noch das eine Ziel verfolgen, das war sein fester Entschluß. Mit bleicher, ingrimmiger Miene kehrte er nach der Stelle zurück, wo sein Jagdbente noch am Boden lag, darauf blies er das Feuer an und bereitete sich Speise für die nächsten Tage. Dann brach er auf, ohne seiner Ermüdung zu achten, um der Spur der Würgeengel durch das Gebirge zu folgen.

Fünf Tage lang pilgerte er mit wunden Füßen durch die Schluchten und Hohlwege zurück, welche er vor kurzem hinaufgeritten war. Bei Einbruch der Nacht warf er sich unter einem Felsvorsprung nieder, um ein paar Stunde zu ruhen, und sobald der Morgen graute, begann er seine Wanderung von neuem. Als er am sechsten Tage erschöpft und abgemattet die Abtertschlucht erreichte, von wo aus ihre unheilvolle Flucht den Anfang genommen, sah er die „Stadt der Heiligen“ weit ausgebreitet zu seinen Füßen liegen. In ohnmächtigem Zorn schüttelte er drohend die geballte Faust gegen den Wohnplatz der Uebelthäter. Aber halt — was hatte das zu bedeuten? — In den Hauptstraßen sah er Fahnen von den Dächern wehen und festlichen Schmuck an den Häusern. Während er noch darüber nachsann, schallte der Hufschlag eines Pferdes und ein Reiter kam herangetragelt. Jefferson kannte den Mann, es war der Mormone Cowper, dem er früher manchen Dienst erwiesen hatte; von ihm durfte er hoffen, Nachricht über Lucys Schicksal zu erhalten.

Der Mormone sah Jefferson zuerst mit ungläubigen Blicken an, als ihm dieser in den Weg trat und seinen Namen nannte. Wer hätte auch in dem verwilderten und zerzausten Wanderer mit den unheimlich rollenden Augen und der bleichen Miene den früher so schmutzen jungen Jäger erkennen sollen? — Sobald Cowper jedoch wußte, wen er vor sich hatte, erschraf er heftig.

„Seid Ihr rasend, daß Ihr Euch hierher wagt?“ rief er. „Wenn man mich hier im Gespräch mit Euch sieht, ist mein eigenes Leben verwirrt. Wißt Ihr nicht, daß die „heiligen Vier“

einen Haftbefehl gegen Euch erlassen haben, weil Ihr den Ferrers zur Flucht behilflich gewesen seid?“

„Ich fürchte weder die Schurken noch ihren Haftbefehl,“ rief Jefferson entrüstet. „Cowper,“ fuhr er dann, seine Erregung bezwingend, fort, „wir sind immer Freunde gewesen — bei allem, was Euch teuer ist, beschwöre ich Euch, mir eine Frage zu beantworten. Um Gottes willen, verweigert mir die Antwort nicht.“

„Was wünscht Ihr zu wissen?“ fragte der Mormone, sich ängstlich umblidend; „redet schnell, hier hat alles Augen und Ohren, auch die Felsen und Bäume.“

„Was ist aus Lucy Ferrer geworden?“

„Man hat sie gestern dem jungen Drepper zur Frau gegeben. — Faßt Euch, Mann, faßt Euch — Ihr werdet ja bleich wie der Tod.“

Jefferson war auf den nächsten Felsblock niedergesunken, seine Lippen bebten. „Dreppers Frau, sagt Ihr?“ stammelte er mit brechender Stimme.

„Ja, seit gestern — deshalb seht Ihr auch die Stadt noch im Fahnen Schmuck. Drepper und Stangeren, die jüngeren, stritten sich um ihren Besitz. Bei der Verfolgung, an der sich beide beteiligt hatten, war ihr Vater von Stangerens Hand gefallen, was diesem ein größeres Vorrecht zu geben schien. Als jedoch die Frage vor die Ratsversammlung gebracht wurde, war Dreppers Anhang stärker und der Prophet entschied zu seinen Gunsten. Es wird sie aber keiner lange sein eigen nennen, sie sieht geisterbleich aus und der Tod stand ihr schon gestern im Gesicht geschrieben. — Wollt Ihr jetzt fort?“

„Ja, ich gehe,“ sagte Jefferson, sich mühsam erhebend; sein Antlitz war bleich und starr, wie aus Marmor gemeißelt, nur in seinen Augen glühte ein wildes Feuer.

„Wo wollt Ihr hin?“

„Tragt mich nicht,“ erwiderte er und hing sich die Flinte über die Schulter. Dann schritt er die Schlucht hinab und vergrub sich tief in den Bergen, wo nur Bären und Wölfe hausten; aber keines der reißenden Tiere war grimmiger und blutdürstiger als er.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wunder.

Sylvester-Novelle von H. Wesfer.

(Nachdruck verboten.)

Tdr. Doktor Fertners hatten sich langsam auseinander gelebt! Das war dem strebsamen Mediziner, der es so heilig ernst mit seinem Beruf nahm, von einigen guten Freunden, die seine Erwählte kannten, prophezeit worden, sobald sie hörten, in welchem einsamen Erdwinkel er seine Praxis verlegen wollte. . . . Aber hat ein Verliebter wohl jemals auf die Stimme der Warner gehört? Gerhard Fertner tat es so wenig wie alle anderen vor und nach ihm. . . . und seine Braut, die zierliche Rut mit der hellen Glockenstimme und den tiefen, lustigen Gräbchen hatte auch wirklich die besten Vorzüge gehabt. — — — Aber schon, als sie nach kurzer Hochzeitsreise in das einsame, weltfremde Dorf einzogen, gerieten sie in's Wanken. Die Zimmer des schmalen Häuschens waren so eng, die Decken niedrig und das Gärtchen, das Gerhard Fertner ihr mit allen Reizen gezeichnet hatte, verschneit und kalt. — — — Das gewandte Mädchen, das sie sich von daheim mitgebracht hatte, ging den ganzen Tag mit rotgeweinten Augen im Hause umher. Und endlich hatte sie Mut genug gesammelt, um Frau Fertner ihr Leid zu klagen.

„Ich halte es nicht aus, gnädige Frau. Ich muß fort. O, was für Leute sind das hier.“ . . .

Rut nickte und sagte leise:

„Sie können gehen, Luise. Schon zum ersten. Zur Not finde ich mich auch so zurecht.“

Als Luise drei Wochen später in ihrem modernen städtischen Kostüm Abschied nahm, flossen die ersten Tränen in Ruiss Ehe. Noch verbarg sie die verweinten Augen sorgsam vor ihrem Mann. Aber allmählich brachte sie das nicht mehr zustande. Ihr winziges Flämmchen Willenskraft erlosch, als der erste starke Sturmwind kam. Das

war die schreckliche Typhusepidemie, die ihren Gatten den ganzen Tag und manche Nacht dazu von ihrer Seite führte. Immer nur auf sich allein angewiesen, wurde sie schließlich wortfarg und übelkämig. Das konnte ihr Dr. Fertner gerade in dieser schweren Zeit nicht nachsehen. Er fand kein beruhigendes Trostwort, wenn er abgesspannt und von dem bösen Verlauf einiger besonders gefährlicher Fälle verzweifelt, nach Hause kam. Er hatte sich während der langen, schweigsamen Fahrt unbeschreiblich nach ihrer weichen Hand und der fröhlichen Silberstimme, deren Wohlklang ihn zuerst auf sie aufmerksam gemacht hatte, gesehnt. Aber ihre Hände waren von der häuslichen Arbeit ein wenig rissig geworden und ihre Stimme hatte einen leidenden Tonfall, der ihn aufreizte. . . . So war es gekommen, daß in der Fertnerschen Ehe die Blüten und Früchte ausblieben, die einst der prangende Frühling so herrlich verheißt hatte. Drei Jahre lebten sie nun schon nebeneinander her. Nur Fertner trug es schweigend. Sie hielt sich bereits für zu stumpf zur offenen Auslehnung gegen ihr Schicksal. Manchmal, wenn ihre jüngste Schwester von den Vällen und Kostümfesten der Saison berichtete, dachte sie daran, es wie Luise zu machen, einfach fortzulaufen. Aber etwas Unerklärliches hielt sie davon zurück.

Sie hatten wieder ein Weihnachten miteinander verlegt — noch trauriger und stiller, wie es sonst bei kinderlosen Ehepaaren zu sein pflegt. Die Tanne stand zwar bestens geschmückt und der Karpfen siedete im Topf. Aber die Kerzen blieben schließlich doch unangezündet und der Fisch zerfiel im Wasser. Gerade als sie mit der Feier beginnen wollten, wurde Dr. Fertner zu einem schwerkranken Kinde gerufen.

Die letzten Tage des alten Jahres schlichen auf biden, weißen Sohlen durch die Welt. Es schneite bereits die ganze Woche.

Als Fertner am Silvester seine übliche Nachmittagsstour begann, fiel der Schnee in großen, haushohen Flocken auf das leichte Gefährt herab, das er sich selbst hielt. — Nur fragte ihn jetzt niemals, wann er voraussichtlich wieder daheim sein könne. Zu oft war sie enttäuscht worden, in dem schrecklichen ersten Jahr ihrer Ehe. Du lieber Gott, wenn dann die von ihm bezeichnete Stunde verrauscht war, hatte sie am Fenster gestanden und wohl hundertmal, um ihre brennende Ungeduld zu zwingen, die Ahornbäume gezählt, soweit ihr Blick sie umfassen konnte. Das Flämmchen unter dem Teekessel wurde angezündet und nach einer Weile wieder verlöscht. Schließlich hatte sie geweint. — Nein, nein, nur das nicht wieder beginnen!!

Sie ließ sich in den Lehnstuhl gleiten und schickte ihre Gedanken in die Ferne. Jetzt würden sie sich daheim langsam zu dem großen Maskenball rüsten, den alljährlich der Oberst gab.

Ah, all die jungen lustigen Leutnants, was für sorgelose, übermütige Menschen hatte es unter ihnen gegeben. Besonders die beiden Unzertrennlichen — wegen ihres verschiedenen Aussehens „Karl der Große und Pipin der Kleine“ genannt. — Die fröhliche Vergangenheit rückte ganz nahe. „Pipin der Kleine“ hatte sie zum Weibe begehrt. Aber ihr ganzes Herz war bereits von Gerhard Fertners statlichem Bild ausgefüllt gewesen. Mit lachendem Mund hatte sie ihn fortgeschickt. Dies Lachen tat ihr jetzt, nach den langen Jahren, förmlich weh. Jetzt hätte er allen Grund, über sie zu lachen. Wie eine Gefangene saß sie hier, die mit ihrer frischen Jugend nichts anzufangen weiß. — Langsam begannen ihre Tränen zu fließen. Sie weinte sich in den Schlaf. Bunte Traumbilder umgaukelten sie.

Sie träumte von ihrem Gatten, träumte, daß er ihr am Jahreschluß für die Unsumme ihrer treuen Fürsorge und guten Kameradschaft dankte, und er küßte sie, wie er sie seit Jahren nicht mehr geküßt hatte. Der kleine Garten vor dem Häuschen stand voll Duft und Rosen und inmitten des Duftes spielte ein Kind. — Ihr Kind! — Ein Sohn! Und sie erzogen es zu einem großen, starken Menschen. Groß, weil er andern nützte, stark, weil er sein „Selbst“ beständig in den Schatten stellte.

Die Stunden verrauchten. Ihr Kind wuchs. Er schritt

zur Ehe. Sein Weib folgte ihm nicht auf seinem Wege. Er stand einsam. Nutz Mutterempfinden krümmte sich. Ihr Herz stand in zornigen Flammen. Sie schrie auf vor Schmerz, und erwachte wieder zur Wirklichkeit. Es war acht Uhr geworden. Sie nahm eine Arbeit zur Hand.

„Treue Fürsorge und gute Kameradschaft,“ ging es ihr unablässig durch den Sinn. Und daneben die ernste, sorgenvolle Frage des erwachten Gewissens: „Hast Du ihm die gegeben?“

Ihre Seele schwieg. Das Angstgefühl vergangener Tage wurde langsam wach.

„Wo nur ihr Mann blieb?“ — Schon neun Uhr. — Wenn selbst alles nur denkbar Außergewöhnliche sich heute vereint hätte, um ihn fernzuhalten, um acht Uhr hätte er doch heimkommen müssen.

Sie ertrug die Stille um sich her nicht länger. Ihre Angst wuchs. In ihrem Gewissen redete die Stimme, die sie gewaltsam zum Schweigen gebracht hatte, von neuem.

„Treue Fürsorge und gute Kameradschaft?“
10 Uhr. Da, ein schweres Stampfen auf dem schmalen Flur, ein Pochen an die Tür. Sie öffnete hastig.

Ein Unbekannter steht vor ihr.

„Guten Abend. Bin ich recht beim Doktor?“

„Ja. Sollen Sie etwas von ihm bestellen?“

„Nein, ich bin nämlich auf Urlaub und habe noch reichliche drei Stunden zu marschieren, ehe ich zu Haus bin. Aber ich wollte dem Herrn Doktor erst melden, weil er doch zum Helfen der Nächste ist. Eine halbe Stunde hinter dem Dorf, gleich wenn man aus der Tür kommt, runter, liegt ein Mann erfroren. Wohl tot. Er scheint Unglück mit seinem Schlitten gehabt zu haben. Denn dicht neben ihm geht eine frische Spur und eine Peitsche und ein Fuhsack liegen verstreut auf der Chaussee. Ob noch was zu helfen ist, weiß ich nicht. Steif ist er schon.“

Nut zittert plötzlich. Ihre Zunge ist steif und schwer.

„Wie sieht der Mann aus?“

„Blonden Bart, Pelzmütze, mehr weiß ich auch nicht. Aber, adios, ich muß weiter.“ — Sie läßt ihn ohne eine Erfrischung gehen, reißt ein Tuch vom Nagel und stürzt ins Dorf. Dort sind alle Fenster dunkel. Sie tanzen ja im Krug. Sie drängt sich in die qualmende, branntwein-dustende Wirtshausstube und schreit mit gellender Stimme in den lustigen Kreis hinein:

„Kommen Sie mit, helfen Sie, vor dem Dorf liegt ein Mann erfroren, mein Mann.“ Die blühschnelle furchtbare Ahnung ist ihr auf dem kurzen Gang zur Gewißheit geworden. — Die Jungen machen, als sie das hören, einen hastigen Schwenker links herum. Sie wollen sich nicht in ihrem Vergnügen stören lassen. Auch ist ihnen die Frau ihres Doktors viel zu fein und fremd. Aber die Alten sehen ein, daß da etwas geschehen muß. Der Gemeindevorsteher und die zwei Schöffen nehmen sich drei Schaufeln und eine Tragbahre und gehen mit. —

Es schneit nicht mehr. Großäugig und klar sehen die Sterne auf sie herab. Nut ist den Männern weit voraus. Ihre Brust keucht. Ihre Stirn ist schweißbedeckt. Die Frage martert sie wieder.

„Treue Fürsorge und gute Kameradschaft?“

Und dazu die dumpfe, qualvolle Vermutung: „wenn er nun tot wäre?“ Da ringt sich ihr die Antwort los. Ihr ganzes Benehmen tritt ihr klar vor Augen. „Nein, nicht treue Fürsorge, keine gute Kameradschaft. Pflichtlos, trotz der kleinen Pflichterfüllungen, ohne die rechte Liebe.“ Sie saltet die Hände über der keuchenden Brust zusammen.

„Du lieber, guter, allmächtiger Gott, laß ein Wunder geschehen, laß ihn leben.“ Weiter läuft sie, immer schneller. Endlich — das Ziel. Sie neigt sich zu dem Erstarrten, tastet sein Gesicht, hebt die schwere Pelzmütze.

Dann kommt ein Schrei von ihren Rippen. Sie wankt und fällt in den weichen, losen Schnee.

Einen Augenblick später sind die Männer an ihrer Seite. Sekundenlanges Abwägen, weil der Schrei sie irre macht. Der alte Gemeindevorsteher spricht zuerst.

„Dat is doch nich uns Doktor. Dat is doch de Klafen-

Bauer, der de wilden Perd hat. De kann en Buff uthullen, wenn bloß sin Föß nich hen sind."

Und sie beschäftigen sich abwechselnd mit dem erstarrten Mann und der ohnmächtigen Frau.

Zehn Minuten später klingelt mühsam und matt der Doktorschlitten durch die Nacht. Wie wild der Schwarze sich hochbäumt, wie schnell der Doktor herunter ist. Er hebt sein junges Weib auf treuen starken Armen in den Schlitten. Der alte Gemeindevorsteher muß auch mit hinein, damit der Klafenbauer eine möglichst bequeme Lage hat.

Sie haben ihn richtig wieder ins Leben zurückgerufen. Nun schläft er oben in Dr. Fertners Gastzimmer das hübschen Fieber aus.

Unten in dem warmen, engen Arbeitszimmer sitzt Rut matt im Lehrstuhl und vor ihr auf den Knien, den Kopf in ihren Schoß geborgen, ihr Gatte. Kein Stammeln um Vergeltung, keine Besserungsgelöbnisse kommen von ihren Lippen. Sie wissen auch so, daß dies letzte Wunder des alten Jahres das löstlichste ist, was jemals geschah.

Es hat ihnen die Liebe offenbar werden lassen, die aus Kampf und Entsigung geboren, unbewußt in ihren Herzen lebte, jene Liebe, die ewig ist, weil der Hammer der Selbstverleugnung sie fest machte.

Sie beten leise, daß das neue Jahr sie stählen und ihrem Frühling nun nicht länger Blüten und Früchte vorenthalten möge.



Das Eheexamen. Einen wunderlichen Weg hat Mr. Charles W. Haynes aus Claton, Atlanta, eingeschlagen, um eine Lebensgefährtin zu erwählen. Mr. Haynes galt immer als eine begehrenswerte Partie, er war reich und unabhängig; was man gegen ihn hätte einwenden können, waren nur seine exzentrischen Anschauungen und Gewohnheiten, von denen der verwöhnte Junggeselle nun einmal nicht lassen wollte. J. D. verfolgte er stets die Meinung, daß die Liebe auf die Wahl eines Lebensgefährten keinen Einfluß ausüben dürfe und daß ein gewissenhafter Mann und eine gute Hausfrau schon von selbst lernen würden, einander zu lieben. Und er erklärte öffentlich in einer Gesellschaft, daß er, wenn er eine tadellose Hausfrau fände, sie zum Weibe nehmen würde; er garantiere für das Nachfolgen der Liebe. Man nahm die Erklärung wörtlich und eines schönen Tages meldeten sich fünfzehn Damen, die bereit waren, sich einer Prüfung zu unterwerfen. Mr. Haynes ließ sich nicht verblüffen. Er mietete zu dem Eheexamen das Schulhaus und dort fand die wunderliche Prüfung statt. Der reiche Junggeselle legte den Bewerberinnen folgende Fragen zur schriftlichen Beantwortung vor, die seinem praktischen Sinn kein schlechtes Zeugnis ausstelden: „Nenne sieben Pastetenforten und deren beste Herstellungsart.“ — „Soll die Hauptmahlzeit mittags oder abends eingenommen werden?“ — „Sind Sie dafür, den zahnenden Kindern Kautinge zu geben?“ — „Beschreibe ein annehmbares, improvisiertes Frühstück für den Fall, daß dein Mann unangemeldet drei männliche Gäste mit nach Hause bringt.“ — „Sege in hundert Worten deine Anschauung über die Art nieder, wie man in der Ehe sich kleidet.“ — „Gib eine Liste von sechs männlichen und sechs weiblichen Vornamen, die für Kinder dir passend scheinen.“ — Dem Ergebnis dieser Preisfragen sah Mr. Haynes mit offener Ruhe entgegen. Es schien ihm in der Tat ganz gleichgültig zu sein, welche von den Bewerberinnen den Preis davontragen würde. Er wußte freilich nicht, daß die Damen heimlich ein Schutz- und Trugbündnis abgeschlossen hatten, und daß sie sich gegenseitig verpflichtet hatten, den Preis des Sieges abzuweisen, um dem kühnen Junggesellen eine bessere Meinung einzuflohen von dem Werte des schönen Geschlechts und der Bedeutung der Liebe für die Ehegesehung. Und als Mr.

Haynes Miß Mary Tatum, eine 43jährige „junge Dame“, „groß und edig, nicht gerade eine Schönheit“, zur Siegerin erklärte, erhielt er einen grobgeflochlenen Korb. Bei der zweiten Preisträgerin ereignete sich das gleiche. Die dritte folgte dem Beispiel. Mr. Haynes stutzt und er ahnt, daß sein Ernst hier zum Opfer eines schrecklichen Komplottes zu werden droht, daß er der Lächerlichkeit preisgegeben werden soll. Und er entschließt sich zu einem weiserhaften Wegzug. Eine Stunde, nachdem er den letzten Korb erhalten, gibt er seine Verlobung mit Mrs. Bella Brandt bekannt, einer jungen, hübschen Witwe, der einzigen in Betracht kommenden Dame in der Stadt, die an dem Wettbewerb nicht teilgenommen. Die Examinanden aber, und in Sonderheit die Siegerinnen, waren über diesen unerwarteten Entschluß Mr. Haynes' empört, fühlten sich benachteiligt und erklärten Mr. Haynes' Handlungsweise für unehrlich und hinterlistig. Aber die Lächer waren auf seiner Seite.

Am Hofe von Braunschweig. unlängst veröffentlichte Erinnerungen an den Braunschweiger Hof aus den Jahren 1787/1790 enthüllen vor uns einige niedliche Notabildchen aus den Tagen der Schlacht bei Rosbach und des galanten französischen Heeres. „Der Herzog von Braunschweig-Bevern und seine Gemahlin,“ heißt es da, „führten eine außerordentlich glückliche Ehe. Der gute Herzog, groß, dick und fett, wie er ist, tut alles, was seine teure Ehehälfte wünscht, die ihm an Leibesumfang nicht nachsteht. Der Palast, in dem sie wohnen, ist nicht gerade groß, aber sehr hübsch und elegant eingerichtet. Hier hat der Marschall von Richelieu gewohnt, als er während des Siebenjährigen Krieges Braunschweig besetzt hatte. Die Herzogin hat mir wohl zwanzigmal erzählt, daß der Marschall in allen Gemächern einen so durchdringenden Moschusgeruch zurückgelassen habe, daß die Räume trotz Reinigung aller Möbel, täglichen Auslüftens und Ausräucherns der Zimmer nach sechs Monaten noch nicht bewohnbar waren. Sie erklärt, daß der Geruch noch jetzt an allen Stellen zu finden sei, an denen man das Holzgeläsel von den Wänden entfernt. Und dieser parfümierte Marschall wollte den Preußenkönig besiegen! Der ganze Hof erinnert sich übrigens mit Vergnügen an die reizenden französischen Offiziere, die man immer nur tanzen und singen sah. Niemals war die Freude am Braunschweiger Hofe so lebhaft, niemals gab man so viele Bälle, als während der Anwesenheit dieser eleganten Krieger. „Sie waren niemals beim Heere,“ so erzählte die Großherzogin-Mutter, „sondern hatten sich in der Stadt häuslich eingerichtet, und ihr Aufenthalt gestaltete sich zu einer Reihe von Festen. Alle Tage gab es Ball oder Konzert oder Theater. Wir sahen wohl voraus, daß unsere Offiziere, die egerzierten, anstatt zu tanzen, sich früher oder später schlagen würden, und wir hatten große Furcht davor, weil unsere Vergnügungen mit diesen anmutigen Herren verfliegen mußten, wenn sie erst einmal besiegt waren. (1) Die Nachricht von der Schlacht bei Rosbach brachte uns ein Kurier während der Nacht. Wir seuzten über das Schicksal der 20 000 französischen Soldaten und Offiziere, die tot auf dem Schlachtfelde geblieben waren. Indessen waren wir nicht ungehalten darüber, unser Heer triumphieren zu sehen. Doch am folgenden Morgen wurde es uns auch nicht schwer, ein wenig kummer in unseren Augen blicken zu lassen und die französischen Offiziere unseres aufrichtigen Mitgeföhls zu versichern. Aber unsere Weilsösworte erstarrten uns auf den Lippen, denn sie kamen an diesem Morgen noch lustiger und vergnügter an als je. Sie brachten uns neue Melodien zu einem Contre, neue Figuren zu einer Quadrille. Und als wir mit ihnen von der Niederlage sprechen wollten, da brachen sie in Gelächter aus und riefen: „Nicht der Rede wert, königliche Hoheit, nicht der Rede wert! Es gibt keinen unter uns, der nicht von Herzen darüber vergnügt wäre, daß Chouhou geschlagen ist.“ Und die Herzogin-Mutter fügte selbst lächelnd hinzu: „Sie nannten ihren General immer Chouhou. Ach, die netten, lieben Offiziere! Wie haben wir sie bedauert!“ (1)



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

So war's nicht gemeint.



„Ich würde Ihnen ja die Stelle bei mir gerne geben — aber Sie sollen trinken — —“
Diener (unterbrechend): „D ja, recht gern, gnädiger Herr!“

Druckfehler.

Am Ziele angelangt, zählte der Radfahrer seine Fahrwunden.



Die Champagnernase.

„Hat der Herr da drüben ein Kupferbergwert im Gesicht!“
„Ganz richtig, das ist — — — Kupferbergs Wert!“

Kunst-Verständnis.

„Frau Kommerzienrätin haben in Bayreuth die Nibelungen gehört.“
„Allerdings.“
„Wie hat Ihnen denn die Szene mit den beiden Riesen gefallen?“
„Ach, das fand ich zu niedlich.“

Er hat's auch nötig.



„Wie, Herr Graf, Sie behaupten, ich wäre Ihre erste Liebe, und doch haben Sie vor mir einer Unzahl von Damen die Cour geschnitten!“
„Aber, Gnädigste, beginne eben jetzt ein neues Leben!“

Übertrumpft.

Erster Schauspieler: „Mir spannte das Publikum bei meinen Gastspielreisen gewöhnlich die Pferde aus.“
Zweiter Schauspieler: „Und mir sausen's immer 's Benzin aus von einem Auto.“

Ein Verlegerstandpunkt.

Mag (zu seinem Vater, einem Verleger): „Welcher Unterschied ist eigentlich zwischen den lyrischen Dichtern und den dramatischen?“
Vater: „Gar keiner, Honorar wollen sie alle!“

Eine ganz Schlaue.



„Wollen Sie vielleicht eine Brise nehmen, Herr Rat?“
„Nein, mein Mann schnupft nicht, Schnupfen ist schädlich!“
„Nanu, ich habe doch immer geschnupft und bin jetzt 70 Jahre.“
„Ja, und wenn Sie nicht geschnupft hätten, wären Sie vielleicht jetzt 80!“

Ein tiefer Sinn.

In der Kinderstube spielen,
Else, Hans: „Papa-Mama“,
Geh'n einher ganz gravitätisch,
Hänschen stolz als Herr Papa.
Trägt den Schlafrock und das Häppchen,
Papas lange Pfeif' im Mund;
Spricht zur Schwester: „Liebes Fräulein,
Ich geh' jetzt zur Cafetrund!
Denke ist im „Löwen“ Sitzung,
Bringe Dir auch etwas mit,

Nahe erst noch „ne Pistle
Bei dem guten „Nachbar Schmidt.“
Und als Hänschen wiederkam,
In dem Arm ein mächt'ges Bündel,
Sprach er: „Liebes Weibchen, sieh,
Bringe Dir hier noch ein — Kindel!
Haben jetzt nun unsre Drei —“
„Drei“! schreit Elsechen, „s'ist zu viel!
Kinder machen sehr viel Sorgen!“ —
Wahrheit liegt im kind'schen Spiel.

In Sicherheit.

Kannibale (der einen Europäer fing): „Haben Sie nur keine Angst vor dem Gefressenwerden — wir brauchen ja einen dritten Mann zum Stak!“

Aha!

„Nun Moritz, wie gefällt dir's in der Schule?“
„D sehr gut Papa.“
„Fehlt Dir noch etwas zum Unterricht?“
„Na, 'n paar Gummihören möcht' ich haben.“

Redeblüte.

Frauenrechtlerin: „Meine Damen, auf Ihren Stirnen sehe ich die Zeichen der Knechtschaft — Kochtopf und Strickstrumpf — eingebrannt . . .!“

Beim Photographen

oder:



Wie



das artige Pautchen



die Dunkelkammer öffnete und alle Platten verdarb.

Kritischer Grund.

„Das Trinken scheint nun Ihre Schwäche zu sein!
„Leider! Deshalb muß ich mich auch fortwährend stärken.“

Trost.

Hauswirtin (zum Zimmerherrn): „Hören Sie mal, das geht aber nicht länger so; alle meine Herren bezahlen pünktlich, nur Sie allein sind immer im Rückstand!“

Student: „Ja, das ist eine alte Erfahrung, Frau Müller, ein räudiges Schaf finden Sie bei jeder Herde.“

Arge Zerstretheit.

„Warum läufst denn der Professor Tifflein den ganzen Tag auf der Straße mit dem Senfblei in der Hand herum?“

„Das hat er wieder mit seinem Spazierstock verwechselt.“

~

Ein Pechvogel.

„Ich habe doch ausgesprochenes Pech. Wenn ich ein junges Mädchen anspreche, da ist sie immer gleich schon zehn Jahre verheiratet!“

~

Ein Irrtum.

Karlchen (der einen priemenden Matrosen sieht): „Du Papa, was macht denn der Mann dort?“

Vater: „Der priemt!“

Karlchen: „Ist das also ein Pri- maner, Papa?“

Bedingungswelse.

Heiratsvermittler: „Darf ich Ihnen eine reiche Frau verschaffen?“

„Wenn Sie mir 10 Mark pumpen, meinnetwegen!“

~

Ach so!

Arzt: „Was Sie nicht sagen; mit Ihrem gebrochenen Bein haben Sie soeben einen Marsch vollendet? Das ist ja rein unmöglich!“

Virtuose: „Ja, einen schneidigen Marsch habe ich komponiert!“

Daher!

Gatte: „Sag' Laura, weshalb sind denn heute die Leberknödel so unegal an Größe; einer groß, der andere klein?“

Gattin: „Weil Du Dich neulich darüber beklagt hast, Hans, wegen der ewig gleichen Kost; jetzt hab' ich die Knödel in verschiedenen Größen gemacht.“

~

Kellnerglosse.

Man lernt bald, den wahren Vegetarianer von dem gezwungenen zu unterscheiden.



Schluß: Paulchen bekommt Prügel, und Mama muß blechen.



Fataler Doppelsinn.

„Die Stiefel sehen nun wieder so plump aus, warum Sie die niemals nach meinem Kopfe machen!“

„Da würden sie noch plumper aussehen!“

Unbewusste Selbstkritik.

Gnädige Frau: „Und woher wissen Sie diese Klatscherei, Herr Affessor?“

Affessor: „Nun, aus so einem elenden Schmierblatt, das kein anständiger Mensch liest.“

Ein Physiognomiker.

A.: „Sie sind doch wohl sehr musikalisch?“

B.: „Vorwärts schließen Sie das?“

A.: „Ja, Sie haben so ein Gesangsvereinsgeſicht.“

Die Unglückszahl.

Frau: „Was meinst Du dazu, lieber Mann, ist 13 eine Unglückszahl?“

Mann: „Es heißt allgemein so.“

Frau: „Ich war nämlich heute bei der Modistin einen neuen Hut für mich zu kaufen; sie hatte noch zwei Hüte, den einen für 13, den anderen für 60 Mark.“

„Und welchen hast Du gekauft?“

„Den zu 60 Mark.“

Aus dem Tagebuche eines Abstinenzlers.

In den „Guten Quellen“ verzieht der meiste Wohlstand.

Gerechter Wunsch.

Feldwibel: „Sagen Sie mal Meyer, Sie stellen sich an, wie ein Schaf, wenn Sie wenigstens noch ein echtes wären, dann würden Sie etwas zur Vinderung der großen Fleischnot beitragen.“

Abkühlung.

Neu eingetretener Buchhalter (zum Chef mit Stolz):
„Ich komponiere auch!“
„Na, das macht nichts . . . wenn Sie nur sonst keinen Fehler haben!“

Missverstanden.

Alte Jungfer (im Walde einen botanisierenden Professor begegnend): „Sie scheinen etwas zu suchen.“
„Allerdings, einen hübschen Käfer.“
Alte Jungfer: „O Sie Schmeichler.“

Seemannslatein eines Walfischfängers.

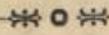
Daß der Walfisch Gemüt und Intelligenz besitzt, habe ich mal auf der Jagd in der Südsee erfahren. Sehe ich von ferne zwei Wale, von denen der weibliche fortwährend mit dem Schwanz auf den männlichen losschlägt. Aha, denke ich, ein ungefährlicher Gatte! Rudere mit meinem Boot hin und will dem Pantoffelhelden die Harpune in den Leib

sich gerade auf meinen wohlgenährten Körper, als unter mir der männliche Wal austauchte und mich mit seinem Kopf in die Luft hob. Leider war das Fell zu glatt, und ich rutschte wieder ins Wasser. Aber ehe ein Hai nach mir schnappen konnte, war er wieder unter mir, schob mich auf seine Nasenlöcher und — hatte nicht gesehen — tanzte mein



werfen. Da schaute mich der Gequälte aber so wehmütig an, daß ich mich flugs dem tüchtigen Weibchen zuwandte. Ich warf die Harpune etwas ungeschickt, und wütend fuhr das Tier auf uns los, zerschmetterte unser Boot und gab uns alle den gierigen Haien preis. Schon waren meine sämtlichen Kameraden verschluckt, und ein mächtiger Hai warf

kugelrunder Bauch auf seinem Wasserstrahl wie eine Glas- kugel auf einem Springbrunnen. Dann schwamm er, umgeben von den gierigen Haien, auf das ferne Schiff zu. Hier hatte man schnell ein Segel aufgespannt, und mit einem kräftigen Hafschi flog ich wohlbehalten hinein und war gerettet. So dankte der Pantoffelheld seinem Retter.



Dringendes Bedürfnis.

Dinkel: „Aber Karlchen, warum willst Du mir zu meinem Geburtstag denn zwei Stiefel- knechte schenken?“
Kleiner Keffe: „Na, Dinkel, Du hast doch zwei Beine.“

Rätselhafte Inschrift.



LAUDATE S. MANE R. L. V.
ASTE T. MANI ANE T.

Cicero vor dem Senat.

(Zau vl thajpa rreunvq seg 'vnoq :bunqjuz)

Span.

Wer etwas gelten will, muß Geld haben.

Der Professor.

Sein Jerguis zeigt die „Eins mit Stern“
Sein Fleisch ist ungeheuer.
Er bleibt jedweden Feste fern,
Er haßt der Jugend Feuer.

Er hat sich seine Welt gebaut,
Nicht Widerspruch er duldet.
Dem Lexikon allein er traut,
Und Dank er keinem schuldet.

Er tut den „Wih“ in Aht und Gann,
Neunt haben Zeitverschwenden:
Er ist ein grundgeschickter Mann,
Der nirgends zu verwenden.

Er kann sich's leisten.

Partwächter: „Sie, hier dürfen's sei net geh'n, sonst müssen's Strafe zahlen!“
Parvenü: „Nacht nichts, gehe überhaupt nur, wo's was kostet.“